

Selbst die Krümel genügen

**Predigt am 4. Oktober 2026 · 18. Sonntag nach Trinitatis
Matthäus 15, 21-28**

Liebe Gemeinde, es gibt Geschichten in der Bibel, die uns sofort trösten. Und dann gibt es Geschichten wie diese. Eine verzweifelte Mutter kommt zu Jesus. Ihre Tochter leidet schwer. Sie schreit um Erbarmen. Und Jesus schweigt. Sie bittet weiter. Jesus sagt, dass er zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt ist. Sie kommt noch näher, fällt vor ihm nieder und sagt ganz einfach: „Herr, hilf mir!“ Und dann fällt vielleicht einer der schwierigsten Sätze dieser ganzen Geschichte: „Es ist nicht recht, den Kindern das Brot zu nehmen und es den Hunden hinzuwerfen.“

Wir hören diese Worte und möchten sie am liebsten sofort erklären, abschwächen, irgendwie weniger hart machen. Aber vielleicht sollten wir das zunächst gar nicht tun. Vielleicht möchte Matthäus, dass wir zuerst die Härte dieser Begegnung spüren. Denn die Frau hat sie mit Sicherheit gespürt. Sie kommt zu Jesus mit dem Leiden ihres Kindes, und drei Hindernisse stehen vor ihr: zuerst das Schweigen, dann die Einschränkung von Jesu Auftrag an Israel und schließlich das schmerzhaft Bild von Kindern und Hunden. Und trotzdem geht die Frau nicht weg. Um zu verstehen, warum diese Geschichte so bedeutsam ist, müssen wir darauf achten, *wo* sie stattfindet. Jesus zieht sich in das Gebiet von Tyrus und Sidon zurück.

Liebe Gemeinde, diese Namen haben eine Geschichte. Fast neunhundert Jahre zuvor, während einer schweren Hungersnot, sandte Gott den Propheten Elia aus Israel hinaus nach Zarat im Gebiet von Sidon. Dort begegnete Elia einer anderen verzweifelten ausländischen Frau: einer Witwe, die fast nichts mehr hatte. Sie rechnete damit, dass sie und ihr Sohn bald sterben würden. Und doch begegnet Elia gerade dort, *außerhalb Israels*, dem Glauben. Die Witwe vertraut dem Wort des Gottes Israels, und der Mehltopf wird nicht leer. Und nun, Jahrhunderte später, kommt Jesus in dieselbe Gegend. Matthäus sagt uns nicht ausdrücklich, dass Jesus damit den Weg Elias nachzeichnet. Aber für jeden, der die Geschichte Israels kennt, müsste allein die Geographie etwas zum Klingen bringen.

Wieder begegnet uns im Gebiet von Sidon eine fremde Frau. Und Matthäus nennt sie mit einem sehr ungewöhnlichen Wort. Er nennt sie nicht einfach Phönizierin oder Griechin. Markus nennt sie in seiner Erzählung Syrophönizierin. Matthäus nennt sie eine **Kanaanäerin**. Im ganzen neuen Testament steht dieses Wort nur einmal. Hier bei Matthäus. Bei der Begegnung mit Jesus. Das Wort greift tief zurück in die biblische Erinnerung Israels. „Kanaanäerin“ ist keine neutrale Bezeichnung. Sie erinnert an die alten Völker des Landes, von denen Israel sich unterscheiden sollte. Matthäus könnte kaum deutlicher machen, dass diese Frau eine Außenseiterin ist. Und dann öffnet diese Außenseiterin den Mund und sagt: „Erbarme dich meiner, Herr, du Sohn Davids!“ Denken Sie einmal darüber nach. Die kanaanäische Frau erkennt etwas über Jesus. „Sohn Davids.“ Israels Messias. Sie weiß, dass sie außerhalb des Kreises steht. Aber sie weiß auch, wo Erbarmen zu finden ist. Und deshalb ruft sie. Der griechische Text lässt erkennen, dass sie nicht nur einmal ruft. Sie ruft immer weiter. Sie schreit Jesus und den Jüngern hinterher. Sie nervt. Und zwar sehr. Ihr Ruf ist der Ruf eines Menschen, der sich weigert, einfach zu verschwinden.

Und den Jüngern? Den Jüngern reicht es irgendwann. „Schick sie weg“, sagen sie. „Werde sie los.“ Es war doch peinlich. Diese unangenehme Situation soll aufhören. Und vielleicht kommen uns die Jünger an dieser Stelle unangenehm bekannt vor. Denn auch wir können so reagieren. Wir kommen mit Leid gut zurecht, wenn es zur richtigen Zeit kommt, in der richtigen Sprache, mit den richtigen Umgangsformen. Aber echtes Leid ist oft laut. Echte Verzweiflung unterbricht. Sie macht keinen Termin. Sie ruft uns hinterher, während wir eigentlich weitergehen wollen. Und manchmal ist unser erster Impuls nicht Mitgefühl. Sondern: Kann bitte jemand dafür sorgen, dass dieses Problem verschwindet?

Aber die Frau geht nicht weg. Und Jesus sagt: „Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel.“ Und liebe Gemeinde, das ist wichtig. Matthäus stellt Jesus nicht so dar, als würde er Israel verlassen, um nun mit jemand anderem etwas Besseres zu beginnen. Das Evangelium beginnt mitten in der Geschichte Israels. Jesus ist Israels Messias. Die Verheißungen Gottes an Israel sind keine Irrtümer, die irgendwann korrigiert werden müssten. Es gibt eine Ordnung in dieser Geschichte. Israel zuerst. Aber die Frage des Matthäusevangeliums lautet, ob *zuerst* auch *nur* bedeuten muss. Die Frau fällt vor Jesus nieder. Und jetzt wird aus ihrer ganzen Theologie ein ganz kurzer Satz: „Herr, hilf mir!“ Es gibt Momente, in denen dem Glauben nicht mehr bleibt. Kein schönes Gebet. Keine Erklärung. Kein Argument. „Herr, hilf mir.“

Vielleicht kennen manche von Ihnen dieses Gebet. Wenn eine Diagnose kommt. Wenn ein Mensch, den Sie lieben, leidet und Sie nichts ändern können. Wenn eine Familie auseinanderzubrechen droht. Wenn Sie seit Monaten beten und der Himmel scheinbar schweigt. „Herr, hilf mir.“ Dann sagt Jesus: „Es ist nicht recht, den Kindern das Brot zu nehmen und es den Hunden hinzuwerfen.“

Liebe Gemeinde, das tut weh. Hat Jesus diese arme Frau wirklich mit einem Hund verglichen? Das kann nicht sein. Oder? Doch es kann sein, aber man muss etwas differenzieren. Es gibt Hunde und es gibt Hunde. Es gibt wilde, umherstreifende Hunde, die gemeingefährlich sind. Und es gibt domestizierte Hunde, die man zuhause hält. Das griechische Wort, das hier steht, lautet **kynarion**. Es ist eine Verkleinerungsform des gewöhnlichen Wortes für

Hund, kuon. Es kann „kleiner Hund“ bedeuten, und das Bild ist eindeutig häuslich: Es geht um Hunde, die mit einem Tisch, mit einem Haushalt verbunden sind. Aber man sollte es nicht übertreiben. Wir sollten diesen Satz nicht verniedlichen.

Jesus sagt nicht: „süßes Hündchen“. Die Unterscheidung zwischen Kindern und Hunden bleibt schmerzhaft. Auch wenn die Verkleinerungsform etwas auffällt, bleibt die Aussage hart und zunächst abweisend. Und jetzt kommt der erstaunliche Moment. Die Frau weist das Bild Jesu nicht zurück. Sie akzeptiert es. Sie tritt in das Bild hinein. „Ja, Herr“, sagt sie. Und dann verändert sie alles mit einem kleinen Wort: **aber**. „Ja, Herr; aber die Hunde essen doch von den Krümeln, die vom Tisch ihrer Herren fallen.“ Sie sagt nicht: „Ich verdiene es, zu den Kindern zu gehören.“ Sie sagt auch nicht: „Nimm Israel das Brot weg und gib es mir.“ Im Grunde sagt sie: Herr, ich glaube, dass auf deinem Tisch so viel Barmherzigkeit liegt, dass ich niemandem etwas wegnehmen muss. Sogar Ein Krümel genügt.

Und liebe Gemeinde, das ist ein bemerkenswerter Glaube. Sie glaubt, dass Gottes Gnade kein knappes Gut ist. Sie glaubt, dass Jesus sich nicht entscheiden muss zwischen Israel und ihrer Tochter. Sie glaubt, dass in ihm eine solche Fülle ist, dass selbst das, was vom Tisch fällt, genügt, um ihre Tochter zu retten. Und vielleicht hat Matthäus uns längst darauf vorbereitet, genau das zu hören.

Kurz vorher hat Jesus fünftausend Menschen gespeist. Sie aßen. Sie wurden satt. Und **zwölf Körbe** blieben übrig. Vielleicht symbolisch für die zwölf Stämme Israels. Und nach dieser Begegnung wird Jesus wieder eine große Menschenmenge speisen. Die 4.000. Wieder essen sie. Wieder werden sie satt. Und wieder bleibt Brot übrig. Verstehen Sie? Das ist nicht die Geschichte eines Messias, der gerade so genug Brot hat. Bei Jesus herrscht Fülle. Es gibt Brot, und es gibt mehr Brot, und nachdem alle gegessen haben, bleibt noch etwas übrig. Die Frage ist nicht, ob Jesus *genug* hat. Die Frage ist: Wie weit reicht seine *Barmherzigkeit*? Und diese kanaanäische Mutter wagt zu glauben: Weit genug bis zu mir. Weit genug bis zu meiner Tochter. Selbst wenn ich nur einen Krümel bekomme. Und dann antwortet Jesus: „Frau, dein Glaube ist groß. Dir geschehe, wie du willst.“ Und von dieser Stunde an ist ihre Tochter geheilt.

Matthäus legt besonderen Nachdruck auf die Bewunderung Jesu für ihren Glauben. Dasselbe Evangelium verbindet sie in gewisser Weise mit einem anderen außergewöhnlichen heidnischen Glaubenden: dem römischen Hauptmann aus Matthäus 8. In beiden Geschichten vertraut ein Außenseiter Jesus. Und in beiden Geschichten wird ein Mensch aus der Ferne geheilt. Menschen am Rand verstehen manchmal etwas, das diejenigen, die Jesus sehr nahe sind, nicht verstehen. Das sollte uns, die wir uns Christen nennen, demütig machen.

Manchmal begegnet uns Glaube dort, wo wir ihn am wenigsten erwarten. Manchmal vertraut ein Mensch, von dem wir denken, er wisse zu wenig von Gott, tiefer als wir selbst. Manchmal versteht der Fremde die Gnade. Manchmal sieht der Außenseiter Jesus klar. Und manchmal sind wir, die wir schon seit Jahren am Tisch sitzen, diejenigen, die noch lernen müssen. Wir müssen uns fragen, ob wir Jünger sein wollen, die sagen: „Schick sie weg“, oder Jünger, die entdecken mit Staunen, dass die Barmherzigkeit Christi diese Menschen längst erreicht hat. Und die kanaanäische Frau lehrt uns noch etwas. Glaube ist nicht immer stilles Hinnehmen. Manchmal widerspricht der Glaube. Manchmal schreit er. Manchmal weigert er sich zu gehen. Manchmal hört der Glaube Schweigen und betet trotzdem weiter. Manchmal hört er: „Nicht für dich“, und sagt trotzdem: „Herr, hilf mir doch.“

Die kanaanäische Frau hat keine Macht. Keinen Status. Keine religiösen Verdienste. Aber sie hat etwas sehr Großes verstanden: **Sie ist bei dem Richtigen angekommen**. Und weil sie weiß, wer Jesus ist, weigert sie sich zu glauben, dass seine Barmherzigkeit erschöpft sein könnte. Dass seine Barmherzigkeit ihrer Tochter nicht gelten könnte. Vielleicht sieht großer Glaube genau so aus. Nicht als Gewissheit, dass im Leben immer alles so ausgeht, wie wir es uns wünschen. Nicht als Abwesenheit von Fragen. Nicht als so tun, als würde Gottes Schweigen nicht wehtun. Großer Glaube kann ganz einfach bedeuten: Stur sein. Hartnäckig sein. Bei Jesus zu bleiben, auch wenn wir ihn nicht verstehen. Weiterzurufen, wenn der Himmel schweigt. Weiter darauf zu vertrauen, dass Gottes Barmherzigkeit größer ist als die Grenze vor uns. Noch einmal zu beten: „Herr, hilf mir.“ Und darauf zu vertrauen, dass am Tisch Gottes mehr Gnade liegt, als wir uns vorstellen können.

Die Frau bat nur um Krümel. Jesus gab ihr ihre Tochter zurück. Und bevor das Matthäusevangelium zu Ende ist, wird sich der Kreis noch weiter öffnen. Der Messias, der einmal sagt: „Ich bin gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel“, wird als Auferstandener vor seinen Jüngern stehen und sagen: „Darum geht hin und macht zu Jüngern **alle Völker**.“ Die kanaanäische Frau steht gewissermaßen auf dem Weg zwischen diesen beiden Sätzen. Sie bedeutet nicht, dass Gott seine Verheißung an Israel aufgibt. Sie ist vielmehr ein Zeichen dafür, dass diese Verheißung immer größer war, als die Jünger gedacht hatten. Der Segen, der durch Israel kommt, beginnt die Völker zu erreichen. Der Tisch öffnet sich. Und es gibt mehr als genug Brot. Genug für Israel. Genug für die Völker. Genug für den Außenseiter. Genug für die verzweifelte Mutter. Genug sogar für uns. Amen.

Gerald MacDonald